Nr. 491. 38. Jahrgang — Abend-Ausgabe. — Montag, 27. September 1909

# Berliner Tageblatt
## und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

## Die „Einigung."

In München hat wieder einmal der Viererausschuß der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft über die Einigung der liberalen Parteien beraten. Aber es geht mit dieser Einigung genau so wie mit der Reform des Dreiklassenwahlrechts. Alle Welt ist überzeugt, daß der Wahlrechtsjammer in Preußen nicht mehr auszuhalten ist; und im ganzen Deutschen Reich gibt es keinen einzigen wirklich liberal denkenden Staatsbürger, der nicht unter vier Augen für die klägliche Stellung des Liberalismus im öffentlichen Leben in erster Reihe die Zersplitterung der liberalen Fraktionen und Fraktiönchen verantwortlich machte. Und doch kommt die Einigung so wenig vom Fleck wie die Wahlreform. Vor lauter Bedenken, Erwägungen, Erhebungen und Vorbehalten vermag sich niemand zu einer Tat aufzuraffen. So geht das schleichende Uebel weiter.

Herr Müller-Meiningen hatte allerdings, soweit man sich auf die von ihm aufgestellten Thesen beziehen kann, eine Auskunft in Bereitschaft, die nur leider den Knoten zerhieb, statt ihn zu lösen. Er empfahl die „bedingungslose Angliederung der beiden kleineren Gruppen an die größte, das heißt an die Freisinnige Volkspartei". Dieser gute Rat ist wohl nicht ganz ernst zu nehmen. Die Freisinnige Volkspartei hat bisher in keiner Weise sich qualifiziert gezeigt, einen Einigungsmittelpunkt für den entschiedenen Liberalismus abzugeben, und Herr Müller-Meiningen ist kein Alexander. Der Viererausschuß erklärte denn auch diese „Lösung" des Problems für ausgeschlossen.

Nur dürfte der Liberalismus mit der „Verständigung über die wesentlichsten programmatischen, organisatorischen und taktischen Fragen", die in München als Vorbedingung der Einigung gestellt wurde, auch nicht weiter kommen. Was die Programmfrage anbetrifft, so sagt jeder Liberale gewiß: „Ja, ja, Programme müssen sein." Es geht nicht, daß eine Partei auseinanderläuft wie eine Herde Schafe, wenn der Wolf zwischen sie fährt. Aber an programmatischen Forderungen hatte der Liberalismus schon bisher keinen Mangel. Was uns heute nottut, das ist weniger ein lückenloses System des programmatischen Liberalismus als die Durchsetzung bestimmter Gegenwartsforderungen, der preußischen Wahlreform beispielsweise. Und dazu braucht man keine langen Programme.

Auch die organisatorischen und taktischen Fragen ließen sich im Handumdrehen erledigen, wenn nur wirklich der rechte Wille zur Verständigung vorhanden wäre. Es kommt nicht darauf an, daß eine Vereinigung liberaler Männer im Lande unter der Flagge der Volkspartei oder der Vereinigung segelt, wenn sie nur arbeitet. Will man die heute vielfach gewaltsam unterdrückte Mitarbeit der liberalen Elemente des Volkes fruchtbar machen, dann gibt es dazu kein besseres Mittel als den Zusammenschluß aller Liberalen. Aber dann würden sich die Parteiorganisationen im Lande vielfach nicht eine Kandidatur aufdrängen lassen, die von den Parteimandarinen empfohlen wird. Die Selbstüchteleien der einzelnen Grüppchen, die Cliquenwirtschaft, die Eitelkeit mancher „Führer", das ist es im wesentlichen, was das Elend der liberalen Zersplitterung zu hohen Jahren kommen läßt. Deshalb versprechen wir uns auch sehr wenig von der in München empfohlenen Mitwirkung der zuständigen Parteiorgane.

Wir können leider auch in dem Vorschlag des Abgeordneten Müller-Meiningen, eine taktische Verständigung der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft mit der nationalliberalen Partei über wichtige parlamentarische Aufgaben und über die nächsten Wahlen anzubahnen, keinen Vorteil erblicken. Auch wenn man, wie wir, grundsätzlich der Meinung ist, daß die „große liberale Partei", die eines Tages kommen wird, einen erheblichen Teil der nationalliberalen Wähler umfassen muß, so wird man sich doch nicht verhehlen können, daß heute die nationalliberale Partei ein sehr unsicherer Kantonist ist, wo es sich um die Durchsetzung liberaler Forderungen handelt. Wir geben allerdings zu, daß die nationalliberale Partei sich wenigstens von den agrarischen Abgeordneten Oriola und Heyl getrennt und auch ihrem Versuch, nach Erledigung der Steuerreform sich wieder in die Partei hineinzudrängen, Widerspruch entgegengesetzt hat. Aber die Herren Oriola und Heyl halten auch die Parteigeduld so gröblich mißbraucht, daß ihnen die Rückkehr auch bei größtem Entgegenkommen nicht gestattet werden konnte. Das hindert indessen nicht im geringsten, daß auch jetzt noch die nationalliberale Partei sich im wesentlichen von Rücksichten auf die Regierungsfähigkeit leiten und jede Energie in der Vertretung der liberalen Forderungen vermissen läßt. Kann sie sich doch nicht einmal zu der grundsätzlichen Durchführung des Reichstagswahlrechtes in Preußen aufschwingen. Und wenn Herr Bassermann den Kampf gegen rechts und links gleichzeitig predigt, so sagt er damit nur, daß er auch künftig der Reaktion Handlangerdienste leisten will. Deshalb muß die nationalliberale Partei erst einen gründlichen Mauserungsprozeß durchmachen, ehe sie als Mitkämpfer für den entschiedenen Liberalismus in Betracht kommen kann.

Nach alledem bleibt von der ganzen Einigungsaktion aller Wahrscheinlichkeit nach nichts anderes übrig, als ein gemeinsames Vorgehen der linksliberalen Parteien bei den Wahlen. Auch dieser Erfolg, wenn er wirklich durchgesetzt wird, wäre nicht ganz gering zu veranschlagen; denn nichts hat im Lande einen schlechteren Eindruck gemacht, als wenn die Freisinnigen sich gegenseitig offen oder versteckt bekämpften, wie es früher mehr als einmal vorgekommen ist. Aber eine „Einigung" ist das freilich noch lange nicht. Und wer der Meinung ist, daß der Freisinn nicht bloß reden, sondern vor allen Dingen handeln soll, der wird über die Unfähigkeit des Einigungsausschusses, eine Form für das Zusammenwirken der liberalen Atome zu finden, sein Bedauern nicht unterdrücken können. Im letzten Grunde leidet heute der offizielle Freisinn an der Oppositionsmüdigkeit. Er muß erst wieder den Mut zum Kampfe finden, er darf vor allem den Anschluß nach links nicht scheuen, wenn er aus der jetzigen Zersplitterung herauskommen und wieder auf die Gesetzgebung im Reich und in Preußen Einfluß gewinnen will.

* * *

Der Landesausschuß der **württembergischen Volkspartei** befaßte sich gestern ebenfalls mit der Einigung des Linksliberalismus. In seiner Begrüßungsansprache sprach Professor Hoffmann seine Sympathie für den früheren Bürgermeister Dr. Schücking aus. Abg. Haußmann schlug dann folgende Resolution vor: Der Landesausschuß der württembergischen Volkspartei stellt fest, daß die gesamte württembergische Volkspartei die Bildung einer gemeinsamen Volkspartei als zeitgemäße, notwendige Stärkung des demokratischen Liberalismus erkennt und bereit ist, an der Bildung dieser Partei durch Vereinbarung eines gemeinsamen freiheitlichen Programms alsbald mitzuarbeiten. Diese Resolution wurde einstimmig angenommen.

## Cooks verhinderte Beweisführung.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

**Paris,** 27. September.

Die Entdeckung des Nordpols durch Peary und Cook nimmt allmählich den Charakter einer Humoreske an. Alle Welt wartet auf die Kiste mit den Dokumenten Cooks, die der Jäger Whitney von Cook in Annotok erhielt und die nun bald in Amerika eintreffen sollten. Statt ihrer kommt ein Telegramm mit der Nachricht, daß Whitney diese wichtigen Beweisstücke unter einem Felsen in Etah zurücklassen mußte, weil Peary nicht dulden wollte, daß irgend ein Cook gehöriges Stück an Bord des „Roosevelt" kam.

So wird also eine neue Expedition in die Polgegend unternommen werden müssen, um Beweise für die Polentdeckung zu finden. Inzwischen muß außer Cooks Bericht das Zeugnis Whitneys genügen, der Cook auf der Rückfahrt mit seinen beiden Eskimos traf und von ihm die Poltendeckung mit allen Einzelheiten erzählen hörte. Er mußte ihm aber versprechen, Peary davon nichts zu sagen. Alle diese Eifersüchteleien und geschäftlichen Spitzfindigkeiten in einer wissenschaftlichen Frage sind für den europäischen Geschmack etwas zu amerikanisch.

## Rußland in Asien.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

**St. Petersburg,** 27. September.

Der Geschäftsträger in Teheran, Sabbin hat jetzt endgültig die Leitung der russischen Gesandtschaft an den neuen Gesandten Poklewski-Koziell abgegeben, der bereits seine Antrittsaudienz beim jungen Schah gehabt hat. Der neue Vertreter Rußlands wird die Geschäfte in ganz anderem Geiste als sein Vorgänger Hartwig leiten, der bekanntlich seiner großen Selbständigkeit wegen abberufen worden ist. Hartwig wollte von der Engländerfreundlichkeit Iswolskis nichts wissen, und für ihn hat das vor zwei Jahren abgeschlossene russisch-englische Abkommen über Innerasien einfach nicht existiert. Anders Poklewski-Koziell, der bisherige Botschaftsrat in London. Seine Amtstätigkeit wird bald den Beweis liefern, daß die Zeit der heimlichen Antienglandpolitik vorbei ist. Wie es heißt, hat der neue Gesandte bereits die Instruktion erhalten, gleich nach seinem Eintreffen in Teheran die Frage des Verbleibens der russischen Truppen in Persien zu prüfen. Die russische Regierung werde nunmehr entschlossen sein, die Truppen abzuberufen, falls keine neuen Unruhen ihre Anwesenheit wünschenswert erscheinen lassen. Das Verhältnis zu England wird durch den erwähnten Entschluß weitergewinnen, aber ein Ruhmesblatt in der Geschichte der russischen Asienpolitik bildet dieser Ausgang des Okkupationsabenteuers natürlich nicht.

Eine neue Sorge erhebt sich für Rußland noch an einer anderen Stelle Asiens, an der Mongolgrenze. China will jetzt den Bau der Kalganbahn energisch betreiben. Dem Unternehmen wird in russischen diplomatischen Kreisen wegen des ausgesprochen strategischen Charakters der Bahn große politische und militärische Bedeutung beigemessen. Die Linie soll von Peking über Kalgan nach Urga und von da quer durch die große Wüste Gobi bis zur sibirischen Grenze bis Kiachta geführt werden. Sie stellt eine Ueberlandverbindung ersten Ranges zwischen dem Norden und Süden Asiens dar und hat als solche auch eine sehr große kom-

## Trier im Heimatschutz.

Von [Nachdruck verboten.]

**Wilhelm Schäfer.**

Vor meinem Fenster, doch tief unten, zieht der Rhein um schönbewachsene Inseln; rechts stehen die vielgezackten Eifelberge, links blaue Hunsrückswälder, und mitten blinkt zuweilen aus Dunst und Hügelgrau ein silbriges Licht: Das ist die Upsel, die früher am deutschen Eck bei Koblenz ihr dunkelgrünes Wasser behaglich in den graugrünen Rheinstrom mischte und heute erschrocken an dem Kaiserdenkmal vorüber muß.

Da bin ich vor einigen Tagen mit dem Frühzug hinauf nach Trier gefahren, um auch einmal beim Tag der deutschen Heimatschützler dabei zu sein. Es ist eine schöne Fahrt auch mit der Bahn, und wer von Berlin nach Paris muß und auf die Groschen und Stunden nicht allzu peinlich sehen muß, dem ist wohl anzuraten, statt durch die Industrie um Köln und Düsseldorf über Kassel-Gießen ins lustige Tal der Lahn und danach über Koblenz der vielgeschlungenen Upsel entlang nach Trier zu fahren. Es schwankt wohl manchmal bei den scharfen Kurven, aber große Umwege macht die Bahn nicht mit, die ersten Schleifen bei Kochem und Bullay schneidet sie ab mit Brücken und Tunnels, und nachher geht sie durch ein grünes Vorland der Eifel schnurstracks nach Trier.

Wer aus dem lauten und breiten Rheintal kommt mit seinen Schleppzügen und der Völkerwanderung der Reisenden, ist schon nach wenigen Stationen verwundert und beklommen von der Stille dieser Welt. Bei Guls geht's über die Mosel; das ist noch ein Vergnügungsort von Koblenz, doch wie man unten die Fähre mit Heu und Kühen übers spiegelnde Wasser gehen sieht und wie die weiß angestrichenen alten Häuser zwischen Gärten zum Fluß hin liegen: das ist schon ganz die andere Welt. Auch für den Heimatschützler gibt es gleich was zu sehen, einen Kirchenneubau von 1834, der dem alten romanischen, der auch noch steht, durchaus die Stange hält. Er zeigt zwei nadelspitze Türme, die ein Portal sehr fein umfassen und stammt von einem Mann, den sich die Kunstgeschichte endlich etwas näher besehen sollte: einen Herrn v. Laffaulx, der erst Theologe, danach Essigsieder war und nach der Franzosenzeit notgedrungen Baurat und Baumeister wurde. Er hatte am Mittelrhein ein Dutzend Kirchen hingebaut; auch ist der „Rheinstein" nach seinen Plänen ausgeführt, und wer den mit dem Schinkelschen Unglücks-„Stolzenfels" vergleicht, dem muß der Mann sympathisch werden. Er war eine Art Peter Behrens am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, so streng bis zur Nüchternheit; nur in einem von den modernen Baumeistern unterschieden: er wußte noch nichts vom modernen Stil und wollte nichts als Kirchen im Sinn der Alten bauen, nur hatte er das Unglück, daß es sehr neue und feine Sachen wurden — während es bei den Modernen oft umgekehrt hergehen soll.

Vor Winningen — es ist der erste Weinort — merkt man, daß der Moselwein den Rheinwein geschlagen hat: wie Riesenbastionen bauen sich die weißen Mauern der Weinberge auf und wo am Rhein kaum noch Kartoffeln gezogen würden auf den Feldern, da steht hier Wein in emsiger Pflege: So kann man nur zu Werk gehen, wenn es sich lohnt; und es lohnt sich wahrhaftig mit dem Moselwein. Seitdem die Hausärzte ihn empfohlen haben, den „leichten Mosel" gegen den „schweren Rheinwein", ist die Moselweintrinkerei eine bösartige Hauskrankheit geworden. Ich mag ihn selber gern mit seiner glasklaren Säure, aber ich sterbe, wenn er spritzig ist; und meist das Zeug, was heute als leichter Mosel getrunken wird, ist „spritzig". Der Teufel weiß, wie sie das machen: es schmeckt wie Schorlemorle, darein ein bißchen deutscher Sekt geraten ist; mir kommt es scharf wie Soda vor, und wenn ich immer wieder Kenner treffe, die alle Nummern dieser Weinherstellung mit geübter Zunge unterscheiden können und immer noch nicht magenleidend sind, dann muß ich mich für sehr empfindlich halten. Ich sehe freilich auch die anderen Asketen Zitronensaft mit Wasser verdünnen und schaudern zum Essen und anderen Gelegenheiten in ihre Bäuche gehen.

Bei Gott, ich bin kein Säufer, ich hasse Schnaps und Bier und kann mich an der Milch aufs höchste delektieren; doch mit der Weintrinkerei in Norddeutschland, da scheint es schlecht bestellt. Ich kenne die herrlichen Frankenweine und die gefährlichen Elsässer, die bescheidenen badischen, hessischen und Schweizer Landweine bis zum tückischen Dezaley; ich mag den guten Mosel und noch lieber unseren Rheinwein, wenn er rheinischer Herkunft ist: ich habe immer noch gefunden, daß mir ein gutes Glas zur guten Stunde auch wie ein guter Freund war und keinen Katzenjammer im Gefolge hatte. Aber was man „aus Gesundheitsrücksichten" als „spritzig" und „mitangenehmer Säure" täglich in deutsche Mägen gegossen weiß, ob daß nicht wohl gefährlicher auf die Dauer ist, als alle böswilligen Agitatoren miteinander. Wollte Gott, daß uns das Weingesetz darin ein bißchen „Heimatsschutz" antäte.

Sonst aber fließt die Mosel harmlos durch ein schönes Tal, durch das ich oft zu Fuß, zu Rad, zu Schiff, zu Bahn und immer mit der gleichen Verwunderung gekommen bin, wie hier die römische Kultur ganz sacht durchs Mittelalter ins Bäuerische entartet ist. Es gibt Dörfer da, aus denen man hilflos an den Weinbergen hinauf sieht, um nach etwas Deutschvertrautem zu suchen: Diese zähen, schwarzen kleinen Menschen, ihre Ruhe, ihre Art zu wohnen: so muß das Landvolk schon zu Römerzeiten hier gewesen sein, als der Ausonius als erster den grünen Moselfluß besang. Fremd und fantastisch stehen die Burgen darin: von der zweitürmigen Burg Thurant, da hängen wohl die Mauern hinunter in das Dörfchen Alten, aber die eine Welt erreicht die andere nicht. Das Mittelalter war hier nicht zuhause wie am Rhein und eine Moselromantik gibt es nicht: das sind die Landsitze fremder Herren, die vor den schwarzen Augen dieser zähen Rasse auch wieder zerfallen sind. Sie werden noch die Moselkanalisation erleben, wie sie die Moselbahn erfuhren, fremd und verwundert im Besitztum ihrer uralt angestammten Welt.

Denn auch die Römer waren nur fremde Herren hier, die diesem Landvolk willkommenen Verdienst und unwillkommene Kriege brachten; und nichts ist bezeichnender für die Stimmung der alten Römerhauptstadt an der Mosel als diese zähe Allmacht der Urbevölkerung. Die Römer kamen, herrschten und vergingen in Trier, danach die Franken, die Hunnen brachen in die Stadt und Bischöfe residierten, wie der große Balduin, es kam an Frankreich und zuletzt an Preußen. Es wurde aufgebaut, verbrannt und wieder aufgebaut, und wo heute das Pflaster ist, da waren ehemals die Stockwerke der alten Bauten; jahrhundertelang sind die Trierer durch ein Bogenfenster des alten Kaiserpalastes als durch ihr Stadttor gegangen und die Füße der Porta Nigra sind erst im neunzehnten Jahrhundert aus dem Schutt gegraben worden. Kaum die Hälfte der alten Umwallung füllt heute die Stadt mit ihren Häusern aus; wer aber meint, an einen toten Platz zu kommen wie nach Soest oder Brügge, wo aus dem Pflaster der grüne Rasen wächst: der ist erstaunt, wie emsig sich das Stadt- und Landvolk in seinen Straßen drängt. Die Herren haben wohl gewechselt, das Volk hat ihre Sitten und ihre Kleidung angenommen, ist aber ganz im eigenen Betrieb geblieben; was macht es ihm, ob sich der Pflug durch die Asche einer römischen Villa drängt, der Boden bleibt so fruchtbar wie er immer war und das Schicksal der fremden Herren ist das eigene nicht.

Die Römer hatten sich freilich für einen dauernden Betrieb hier eingerichtet, und wer die Riesenquadern der Porta Nigra sieht, begreift fürs erste nicht, woran eine so trotzige Macht und Pracht entfaltung zugrunde ging. Denn das ist mehr als nur ein Stadttor: es ist ein Prachtbau, der die erwartungsvollste Phantasie noch über